

## Zeichen der Zeit

Karl-Alfred Odin, Frankfurt\*

Zeichen der Zeit. Ein eindrucksvolles Wort. Es zwingt zur Besinnung. Zeit, griechisch *kairos*. Für meine Generation ist das ein Schlüsselwort. Von *kairos*, Zeit, spricht Jesus in einem Wort im 12. Kapitel des Lukasevangeliums. *Kairos* steht in diesem Herrenwort allerdings nicht in der Verbindung mit *semeion*, griechisch „Zeichen“. Dort heißt es von Vers 54 an: „Außerdem sagte Jesus zu den Leuten: Sobald ihr im Westen Wolken aufsteigen seht, sagt ihr: Es gibt Regen. Und es kommt so. Und wenn der Südwind weht, dann sagt ihr: Es wird heiß. Und es trifft ein.“ Und in Vers 56 fährt Jesus fort, Wort für Wort aus dem Griechischen ins Deutsche übersetzt: „Ihr Heuchler, über das Aussehen der Erde und des Himmels wißt ihr zu urteilen, warum wißt ihr nicht über diese Zeit zu urteilen?“

Die Einheitsübersetzung erweitert in der deutschen Fassung dieses Herrenwortes den griechischen Begriff „*kairos*“ zu „Zeichen dieser Zeit“: „Ihr Heuchler! Das Aussehen des Himmels und der Erde könnt ihr deuten. Warum könnt ihr dann die Zeichen dieser Zeit nicht deuten?“ Den Begriff „Zeichen der Zeit“ übernimmt die Einheitsübersetzung aus der Parallelstelle für dieses Wort Jesu im griechischen Text des Matthäusevangeliums, Kapitel 16, Vers 3. Nach Bultmanns Urteil (*Synoptische Tradition*, Seiten 122 und 185) ist die Fassung bei Lukas ursprünglicher und ein echtes Jesuswort. Aber auch wenn dort der spezielle Ausdruck „Zeichen der Zeit“ eine Ergänzung der Übersetzer ist, gibt er nach Bultmanns Auffassung exakt im Deutschen wieder, was Jesus sagt: „Das Wort schärft den drohenden Ernst der Entscheidungsstunde ein...“

### *In der Ungewißheit des Umbruchs*

Das, was ich Ihnen darstellen soll, das, was wir gegenwärtig an Not und Chancen für unsere Gesellschaft als bestimmend empfinden, erhält den Maßstab des Urteils also in der Richtung des Blickes auf das, was jenseits unserer wahrnehmbaren Befindlichkeit zuletzt gilt. *Kairos*, zwei Zeiten im Widerspruch, und doch für uns entscheidend in ihrer Bezogenheit auf einander: In unserer Zeit die Zeit, die gilt, Gottes Zeit.

Aber auch nur das Wetter, und erst recht die Gegebenheiten unserer Gesellschaft zu beurteilen ist schwierig genug. Ich habe mich gewundert, daß Sie

---

\* Vortrag vor der Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern am 25. Juni 1990 in Würzburg. Der Referent, Karl-Alfred Odin, Ehrendoktor der ev. Theologie, ist seit 1961 bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung tätig.

sich in der Frage nach Zeichen der Not und verheißungsvollen Ansätzen in unserer Gesellschaft ausgerechnet an einen Journalisten gewandt haben. Denn hier kann jeder nur von der Kirche lernen. Die karitative, soziale, sozialdiakonische Arbeit der Kirchen spart den übrigen Teilen der Öffentlichkeit nicht nur Milliarden ein. Ohne dieses Maß an Freiwilligkeit aus christlicher Verantwortung müßte der Staat unser Leben viel einschneidender reglementieren, und könnte doch Not, Leiden und Unglück nicht so lindern, wie das heute Gott sei Dank täglich geschieht. Die Frage, wie konkret zu helfen ist, müssen auch die Kirchen ständig neu überdenken und tun das auch. Das zeigt Ihre Tagung. In der dazu nötigen Analyse der Not hat zweifellos die Kirche die gründlichsten Kenntnisse. Neues zu entdecken ist da dem Journalisten kaum möglich. Erwarten Sie, bitte, darum von diesem Vortrag nicht neue Einsicht. Ich kann wirklich nur versuchen, auf diesem unüberschaubar großen Feld einiges hervorzuheben.

Etwas Neues in unserer Gesellschaft ist allerdings durch die Wende in der DDR eingetreten. Es ist eine Zeit des Umbruchs. Jetzt wird buchstäblich das Oberste zuunterst gekehrt, und das nicht bloß in Mitteldeutschland. Das ist der Grund, warum ich im ersten Teil dieses Vortrags ausführlich auf die Veränderungen in der DDR eingehe. Was in der DDR geschieht, betrifft auch uns, unsere Schwierigkeiten und unsere Chancen. In den Ereignissen, in den Reaktionen der Menschen in der DDR und in den Rückwirkungen auf die Bundesrepublik wird in der Radikalität der Verwerfungen etwas erkennbar, was weniger auffällig auch die gesellschaftlichen Gegebenheiten im Westen Deutschlands bestimmt.

Auf jeden Fall spürt man in der DDR deutlicher als bei uns die Angst. Sie ist nach dem Jubel des Dezembers und Januars dort in fast jedes Haus gekrochen. Beschränkt auf die Mitteldeutschen ist das Gefühl allerdings nicht, wehrlos einer Sturmflut ausgesetzt zu sein. Sucht man Beweise dafür, daß auch im Westen Deutschlands die Fundamente beben, braucht man nur auf die großen Parteien zu sehen: Das Verwirrspiel der SPD, wie sie es mit der Vereinigung Deutschlands halten soll.

Geradezu Gestalt geworden ist das in der Person Lafontaines. Und der CDU geht es nicht besser. Das zeigt der Eiertanz, den Kohl aufführen mußte, bis er ans Ziel der öffentlichen Anerkennung der Oder-Neiße-Linie kam.

### *Im Taumel zwischen Angst und Freude*

Mir ist es nicht gelungen, ein Wort zu finden, das in einem einzigen Begriff zusammenfaßt, was alles den gegenwärtigen Zustand in unserer Gesellschaft kennzeichnet. Es ist eine Existenz im Widerspruch. Hoffnungen treiben die Menschen an, im gleichen Maße aber ebenso Sorgen. Das, was dahinter steht und Hoffnung wie Angst wuchern läßt, ist die Ungewißheit. In einem Aufsatz in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung hat der Münchener Althistoriker Christian Meier an Beispielen der Geschichte dargestellt, wie sich Angst in

einer solchen Situation verselbständigt. Sie kann eine ganze Nation in Bann schlagen und unkalkulierbar in den Folgen sein („Allianz der Ängste – Wollen die Deutschen überhaupt zusammenkommen?“, F.A.Z. 7.6.1990).

Es wäre verwunderlich, beschränkte sich die Ungewißheit nur auf das eine Gebiet, die Politik, die mit der Vereinigung Deutschlands zusammenhängt, dadurch, daß Wiedervereinigung plötzlich aus einem für unerreichbar gehaltenen Fernziel zum Nahziel geworden ist. Diese politische Entwicklung greift über sich hinaus, in das Leben des einzelnen. In Deutschland ist jetzt im Grunde für jeden die Frage nach der Existenz gestellt.

Für die Menschen in der DDR liegt das auf der Hand. Die Bilder von der Nacht als das Brandenburger Tor aufgemacht wurde, bleiben unvergessen. Aber im gleichen Atemzug muß man über die Erwartung sprechen, daß die Arbeitslosigkeit hochschießt. Die Westdeutschen, auch in den Parteien und merkwürdigerweise auch in den christlichen Gemeinden, nehmen die rund zwei Millionen Arbeitslosen bei uns seit Jahren ziemlich gelassen als unvermeidlich hin. Die Rentenpläne der CDU wie der SPD gehen von dieser Zahl Arbeitsloser bis nach dem Jahre 2000 aus. Aber in der DDR erfährt man, wie dort Arbeitslosigkeit fast jedem Angst macht. Der Wechsel von Zwangsstaat, der alles reglementierte, aber doch eine gewisse Sicherheit der Lebensführung garantierte, wirkt jetzt ebenso in das Leben jedes einzelnen Mitteldeutschen hinein wie der Übergang von der zentral gelenkten Zwangswirtschaft zur sozialen Marktwirtschaft, mit den ungewohnten Anforderungen an Initiative und Verantwortung. Bei diesem Bruch kann Angst fast alle Bereiche des Lebens verdüstern.

In der Bundesrepublik sind die übersteigerten Erwartungen des großen Wirtschaftsbooms als Folge der Wiedervereinigung zurückgegangen. Viele Unternehmen halten sich mit Investitionen zurück. Aber es ist unvorstellbar, in welchem Umfang kleinere Gewebetreibende aus der Bundesrepublik Geschäfte in der DDR machen, von Haustür zu Haustür, auf Kredit, mit manchen Waren, die im Westen kaum loszuschlagen wären, zuweilen an der Grenze des Betruges. Verheißungsvoll ist die große Zahl Mitteldeutscher, die versuchen, selber Geschäfte zu gründen. In merkbarer Zahl finden sie auch Unterstützung durch Firmen im Westen. Hier zeigen sich auf der einen Seite Initiative und Wagemut, wie man sie in der DDR nicht mehr für möglich gehalten hat, aber auch Hilfsbereitschaft in der Bundesrepublik. Sie straft den Verdacht Lügen, daß hier Egoismus allein regierte.

In der DDR sind die Hoffnungen, die sich an das Zusammenwachsen mit der Bundesrepublik knüpfen, weiterhin ungeheuer groß. Aber die Ungewißheit über das, was kommt, nährt eine Angst, die ebenso ins Unmeßbare wächst. Sie bedeutet eine seelische, manchmal vielleicht auch physische Belastung. Sie stellt auch politisch eine Gefahr dar, auch für die Bundesrepublik.

Eine der wichtigsten Meinungsforscherinnen, Elisabeth Noelle-Neumann, wirft den westdeutschen Journalisten vor, die Existenzangst der Kommuni-

sten in der DDR zu unrecht in die gesamte mitteldeutsche Bevölkerung hineinzu spiegeln („Die Stimmung in Deutschland – Der Grundton ist optimistisch“. F.A.Z. vom 19. Juni 1990, Seite 14). Aber sie selbst bestätigt, daß die Allensbacher Befragungen in der DDR zwischen April und Ende Mai das Anwachsen von Angst erkennen lassen. Die Allensbacher Frage hieß: „Ist die Entwicklung zur deutschen Wiedervereinigung für Sie eher Anlaß zur Freude oder zur Sorge?“ Im April antworteten in der DDR 27 Prozent der Befragten: „Mehr Sorge“. Ende Mai waren das schon 37 Prozent. Der Anteil derer, die „mehr Freude“ sagten, sank von 50 Prozent auf 43 Prozent.

Je größer die Sorgen um die Zukunft, je geringer die Hoffnungen, daß die Wiedervereinigung auch dem einzelnen persönlich hilft, um so niedergedrückt die Stimmung. Um so schwächer ist dann der Antrieb zu eigener Leistung. Nur, wenn alle zuversichtlich mitarbeiten, besteht Aussicht, daß der Schock der Umstellung mit möglichst geringen bleibenden Schäden so schnell es geht überwunden wird.

Das wirkt sich auch auf die Menschen in Westdeutschland aus. Sie stehen nicht nur mit dem Ertrag ihrer Arbeit für die Entwicklung jenseits der einstigen Zonengrenze ein. Ein Scheitern des Wiederaufbaus im Osten brächte die Existenz der Bundesrepublik in Gefahr. Beim Abwägen der Situation der Gesellschaft bei uns muß gegenwärtig der erste Blick der Entwicklung in der DDR gelten.

Auffällig am Resultat der Allensbacher Umfrage ist der große Anteil entschiedener Antworten, bemerkenswert auch, daß Freude und Angst ungefähr gleich verteilt sind. Hier sieht man, wie zerrissen jetzt die Menschen in der DDR sind.

### *Vom Sozialismus angezogen*

Obwohl politisch und wirtschaftlich der Zerfall in der DDR seit langem zu sehen war, ist er auch in der Bundesrepublik fast bis zuletzt nicht ernst genommen worden. Westdeutsche Politiker gaben sich in Ost-Berlin die Klinke in die Hand. Auch die Unfähigkeit, die politische Lage jenseits der eigenen Grenzen einzuschätzen, gehört zu den Zeichen unserer Zeit. Als dann in der DDR der große Kladderadatsch kam, wurde den Bewohnern keine Zeit gelassen, sich über sich selber, ihre Wünsche, den einzuschlagenden Weg klar zu werden. Genau wie im Westen, erkennbar am Wechsel von der Freude zum Ärger über die Trabis, gab es im Osten einen Umschlag der Stimmung. Es entstand die Frage nach der Identität der DDR. Fragt man allerdings, was denn nun diese Identität ist, die in die Bundesrepublik eingebracht wird, die Identität des Landes, der Kultur, der einzelnen dort Lebenden, oder auch die Identität der dortigen Kirche, bleibt die schlüssige Antwort aus. Auch da zeigt sich: Aus dem Reden von der Identität in der DDR spricht ein Gefühl der Hilflosigkeit.

Geistig und, wie sich jetzt zeigt, politisch ist dieser Sozialismus eine Seifenblase gewesen, und doch von einer schrecklichen Macht, real existierend, Menschen zerstörend, ein hochentwickeltes Land verödet, alles zur gleichen Zeit gläubig angenommen, man möchte sagen, angebetet, nicht nur, von vielen im Osten, sondern auch im Westen, von manchen hier noch bis heute. Wahrscheinlich betrifft das die Evangelischen stärker als die Katholiken, die ihre Kirche nie als „Kirche im Sozialismus“ definiert haben.

Ein kleiner, aber sprachgewandter Teil der Menschen, auch im Westen, in der evangelischen Kirche wie außerhalb von ihr, in Politik und Gesellschaft hat den Sozialismus in der DDR nicht lediglich zur Kenntnis genommen. Vielmehr hat er ihn begrüßt, wenn auch nicht seine Gewalttaten. Über die ging man hinweg, als über Kinderkrankheiten.

In der Konfrontation mit der SED hat man in einem Teil der evangelischen Kirche über Möglichkeiten der Verbesserung, Vermenschlichung des unter Honecker existierenden Sozialismus gründlicher nachgedacht, als in der SED selbst.

Die katholische Kirche fand sich als Minderheitenkirche in der DDR in einer anderen Lage. Die Notwendigkeit, sich unter der kommunistischen Herrschaft auch politisch zu Wort zu melden, ist in der evangelischen Kirche im Grundsatz fast nicht umstritten gewesen. Auseinander gingen die Meinungen über die Frage, was man konkret sagen solle. Wie sollte die Kirche, wo ihr das öffentliche Reden zur Politik verwehrt war, ihren politischen Willen zur Geltung bringen?

Die unbeabsichtigte Folge war, daß es in einem kleinen Teil der Pfarrerschaft und der evangelischen Jugend zu einer kritischen Beschäftigung mit dem Sozialismus kam, die manchmal auf eine bloße Identifizierung mit ihm hinauslief, die den Widerspruch gegen die Menschenverachtung des sozialistischen Systems verschwieg. Das Alibi lieferte der Kirche der Widerstand, der sich in den letzten Jahren innerhalb der Kirche in Gruppen Andersdenkender in Fragen des Friedens, der Umwelt und der Menschenrechte artikuliert.

In der evangelischen Kirche beruft man sich zurecht darauf, daß diese halb kirchlichen, halb politischen Aktivitäten schließlich zu Dauerkonflikten mit dem SED-Staat führten und Ausgangspunkt der friedlichen Revolution wurden. Hier hat der lutherische Protestantismus deutscher Sprache einen politischen Dienst geleistet, den man in der evangelischen Kirche selbst nicht mehr erwartet hatte, nach dem reaktionären Rückschlag vor anderthalb Jahrhunderten nach den Befreiungskriegen und der Revolution von 1848. Im Kulturkampf der Bismarckzeit wurde unter Schlägen nur der deutsche Katholizismus, nicht aber der Protestantismus zur politisch selbständig mitgestaltenden Kraft. Trotz allem Mut in der Hitlerzeit hat auch im Kirchenkampf der deutsche Protestantismus nicht zur handlungsfähigen politischen Gestalt gefunden.

## *Zurück zur Einheit der Person*

Die Frage ist jetzt, ob man auf evangelischer Seite die Lehre aus dem ausschlaggebenden Beitrag zieht, den halb mit, halb wider Willen evangelische Gemeinden für die Revolution in der DDR geleistet haben. Machte man ernst damit, könnten in Deutschland die Protestanten in Stand kommen, hinfort das zu tun, was sie bisher größtenteils in der Bundesrepublik schuldig geblieben sind: Aus christlichem Glauben auch in der Politik erkennbar als Christen zu handeln. Hier könnte auch ein Schritt getan werden, aus der widernatürlichen Aufspaltung der Person herauszufinden, die je nach dem Gebiet auf dem sie gerade tätig ist, nach dessen Eigengesetzen handelt: nach den Gesetz- und Zweckmäßigkeiten der einzelnen Felder der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Sozialpolitik, der Innenpolitik, der Außenpolitik, des geltenden Rechts, des Zusammenhaltes in der Familie, der individuellen Veranlagung, des Nutzens, der Religion. Und alles das nebeneinander, unverbunden, nach Tätigkeitsbereichen gegeneinander, aber in ein und derselben Person. Hier liegt für mich die Antwort auf die Frage nach verheißungsvollen Ansätzen in der Gegenwart: Es kann nicht ohne Wirkungen sein, daß in der DDR wenigstens im Ansatz die Einheit der Person politisch wirksam hervorgetreten ist: In den Kirchenräumen zu glauben haben die Kommunisten den Christen ja nicht verwehrt. Aber Christen haben gezeigt, daß christlicher Glaube sich nicht ins Private und auf die Gotteshäuser beschränken lassen kann, sondern öffentlich wirken muß.

Allerdings hat es Folgen in der DDR wie in der Bundesrepublik, daß eine Reihe von Pfarrern und christlichen wie außerkirchlichen Gruppen in der evangelischen Kirche sich dem idealen, unbefleckbaren Sozialismus verschrieben haben als einem Ziel, auf das die hinarbeiten wollten und wollen.

Auf der Europäischen Versammlung „Friede in Gerechtigkeit“ 1989 im Mai in Basel machten sich unter anderen der Erfurter Propst Falcke und die Pfarrerin Schönherr zu Sprechern der Erhaltung der DDR als sozialistischer Alternative in Deutschland. Sie fanden viel Beifall auch bei jungen Teilnehmern aus dem Westen. Hinwegsehen über das Scheitern des marxistischen Sozialismus macht es diesen Kreisen schwer, ihren Beitrag zur Selbstfindung der Menschen in der DDR zu leisten.

Dort sind die Familie und die Kirche die einzigen gesellschaftlichen Institutionen, in denen sich wenigstens streckenweise die einzelnen Bewohner vorübergehend der totalitären kommunistischen Macht entziehen konnten. In Familie und Kirche stecken die bodenständigen Ansätze für Hoffnung für die dort lebenden Menschen, daß sie die Situation recht erkennen und das Rechte finden. Erst noch erweisen muß sich allerdings, in welchem Maße besonders die Kirche imstande ist, den Menschen auch Anhalt für ihr praktisches Verhalten zu geben im unvermittelt nötig gewordenen Leben in freier Verantwortung.

## *Die Aufgabe für die Kirche*

Es ist eine ähnliche Situation wie nach dem Zusammenbruch des Hitlerreiches beim Wiederaufbau im Westen Deutschlands. Wichtiger noch als verantwortliches wirtschaftliches Verhalten war auch damals, die seelischen, geistigen, kulturellen Grundlagen der freiheitlichen Existenz und des freien Zusammenlebens neu zu gewinnen. Die fehlende Erfahrung des Lebens in Freiheit, Selbstbestimmung und Effizienz, die jetzt entstandene Ungewißheit der Menschen und ihre Zerrissenheit zwischen Erwartungen und Befürchtungen stellen den Kirchen in der DDR jedenfalls eine gesellschaftspolitische Aufgabe ungeheuren Umfangs, viel zu groß für ihre geschrumpften Kräfte.

Aber die Kirchen sind in der DDR wenigstens da. Dort, wo sie das wünschen, können sie die Schwesterkirchen im Westen Deutschlands in Anspruch nehmen. In erster Linie gilt das für praktische Hilfe, in erheblichem Umfang für Geld. Wünschenswert ist die Zusammenarbeit auch auf geistigem Gebiet, obwohl sich da – wenigstens auf evangelischer Seite – wegen der ostdeutschen Sorge um die Identität erhebliche Schwierigkeiten schon jetzt herausgestellt haben und erst recht noch zu erwarten sind.

Ins Leben des Bewohners der Bundesrepublik scheinen die politischen Veränderungen durch die Vereinigung mit Mitteldeutschland nicht so tief einzuschneiden. Existenzangst gibt es trotzdem, wenn auch in viel geringerem Maße als jenseits der Zonengrenze. Zahlenmäßig meßbar wird die Angst im Umschwung der Haltung gegenüber den Mitteldeutschen, die zu Besuch in den Westen kommen. Der Anteil der Westdeutschen wächst, die in den Leuten aus Leipzig oder Halle vor allem eine Last sehen. Im Zweiten Weltkrieg hat Churchill den Briten Blut, Schweiß und Tränen als einzigen Weg versprochen, der zum Überstehen des Angriffs Hitlers führen könne. Diese Bitterkeit an die Wand zu malen wäre im Westen Deutschlands gar nicht angebracht. Denn in der Bundesrepublik steht die Wirtschaft in Hochblüte. Aber nun, da die Vereinigung der getrennten Teile des Landes in Greifweite steht, wollen viele im Westen von dafür nötigen Opfern nichts hören.

## *Die Angst vor dem Teilen*

Was sich 45 Jahre nach Ende des Zweiten Weltkrieges jetzt gelegentlich bei uns vollzieht, ist schwer zu verstehen. Wie die Mitte und der Osten Deutschlands ist der Westen damals zerstört gewesen. Er hat Millionen Menschen auf der Flucht aufnehmen müssen. Dabei ist er ihnen zur Heimat geworden und ist innerhalb weniger Jahre aufgeblüht. Heute, in der wiedergefundenen Normalität des Alltags, gibt es hier nun zwar von neuem Massenarbeitslosigkeit, es gibt die Gefährdung bis zur Vernichtung der bäuerlichen Existenz, es gibt abermals Wohnungsnot, es gibt Sorge wegen des kontinuierlichen Zustroms von Ausländern. An Aufgaben, welche die Notlagen gebieten, fehlt es nicht. Aber hier kann geholfen, und wo das nicht gelingt, Leid wenigstens gelindert

werden, dank der Kraft, die sich im Zusammenklang von Freiheit, Recht und Wirtschaft entfaltet. Dieser Akkord hat aus der Bundesrepublik eines der anziehendsten Länder der Erde gemacht, frei und zugleich ökonomisch stark, fähig zur Selbsthilfe und zur Hilfe für die anderen.

Und in diesem Land, in dem im Jahr allein acht Milliarden Mark Entwicklungshilfe gegeben werden, auch wenn das zu wenig ist, in dem an einem Nachmittag entschieden wird, der Sowjetunion fünf Milliarden Mark als Darlehen zu geben, in diesem Land soll die Heimkehr der Nachfahren nach Rußland, Siebenbürgen oder Polen ausgewanderter Deutscher erschwert werden? Möglich wurde sie nur durch die augenblickliche Schwäche im sowjetischen Machtbereich. Aber niemand wagt zu sagen, wie lange die Chance der Ausreise für diese Menschen besteht, die leiden, nur weil sie als Deutsche gelten. In diesem reichen Westen Deutschlands soll die Starthilfe Angst machen, die den Landsleuten im ehemals kommunistisch beherrschten Ostteil zu geben ist? Eine Hilfe, von der sicher ist, daß sie dort das Fundament der Freiheit legt und Voraussetzungen schaffen kann, innerhalb einer Reihe von Jahren in dem jetzt zugrunde gerichteten Land eine genauso blühende Wirtschaft aufzubauen wie bei uns? Aber diese Angst, den Deutschen in der bisherigen DDR etwas von dem abgeben zu wollen, was wir uns selber dank der Starthilfe der Amerikaner in viereinhalb Jahrzehnten erarbeitet haben, gehört auch zu den Realitäten in der Bundesrepublik Deutschland.

### *Eine tödliche Maxime*

„Halte fest, was du hast.“ Das ist das Motto für den einzelnen wie das Land genauso tödlich wie die Parole „Mein Bauch gehört mir“. Wo sich Selbstsucht als Motiv eines weit verbreiteten Verhaltens ohne Scheu zu erkennen gibt, wird klar, daß es gar nicht wirtschaftliche, materielle Schwäche, sondern Trägheit im Geist ist, an der das Land leidet. Der Tag ist lange vorbei, an dem jeder Erwachsene in der Bundesrepublik mit 40 DM genauso viel wie jeder andere Westdeutsche in der Tasche hatte. Auch damals ist schon am Abend des Tages der Währungsreform die naturgegebene Ungleichheit des Geldbesitzes wieder in ihr Recht eingetreten. Aber die Jahre, in denen selbst Fabrikdirektoren im Volkswagen ins Büro fuhren und der Neckermann-Katalog die verbreitetste Lektüre war, haben eine gewisse Homogenität in der Bevölkerung nicht nur vorgegaukelt. Die Menschen lebten in einer bekömmlichen Weise gleicher als heute.

In dem gemeinsamen Wiederaufbau schlossen sich die Kräfte fast von jedermann freiwillig zusammen. Damals wurde der Boden für die Wirtschaftskraft der Bundesrepublik bereitet. In dieser Zeit relativer Gleichheit der Menschen entstand der Grundstock der Siedlungen, in denen sich ein großer Teil der Bevölkerung schließlich das eigene Haus und den eigenen Garten schuf. Mit jedem Ziegelstein wurde damals zugleich das Grab des Klassenkampfes unter den Deutschen zugemauert. Egoismus gab es auch genügend. Er wurde



nicht verharmlost, sondern in der sozialen Marktwirtschaft als Motor eingebunden und konnte dort statt Schaden Nutzen für alle stiften. An alles das gilt es jetzt die zu erinnern, die Angst vor der sozialen Marktwirtschaft haben und, auch in der Kirche, anderen Angst machen. Die Mentalität des Aufbruchs ist noch in der Schlußphase Adenauers zu Ende gegangen.

### Ein neues Denken ist nötig

Zu lange verdrängte Wünsche nach Veränderung entluden sich danach 1969. Eine gleiche Zusammenkoppelung aller Kräfte der Bevölkerung wie in den Anfangsjahren des Wiederaufbaus, einen solchen moralischen Elan hat es seither nicht mehr gegeben. Wohl aber gibt es, ganz schwach, eine Hoffnung: An der Wiedervereinigung und dem Aufbau in der DDR könnte sich ein ähnlicher Elan entzünden wie in den Jahren des Wiederaufbaus. Nötig ist ja viel mehr als lediglich die finanziell und technisch machbare Konstruktion neuer Unternehmen, Straßen, Wohnhäuser. Die Aufgabe ist geistig. – Nötig ist ein neues Denken, auch bei uns. Der Aufbau einer geradezu vorsätzlich zerstörten Kultur kann nur gelingen, wenn ein Funke im Geist zündet. Machen läßt sich das nicht. Der Staat kann da lediglich äußere Hilfen geben.

Es ist ein geistiger Prozeß, der in Gang kommen und die Menschen erfassen muß. Sieht man auf die deutsche Geschichte, dann richtet sich der Blick fast von selbst auf die Kirche. Von den Tagen des Bonifatius an hat sie solche Hilfe mehrere Male geleistet. Ganz am Ende der Jahre des Wiederaufbaus war es schließlich gelungen, allen Arbeit und Wohnung zu verschaffen. Daß man das in der Gegenwart trotz florierender Wirtschaft in der Bundesrepublik nicht wieder zuwege brachte, ist lange überspielt worden. Erst im Januar ist in den Berliner Wahlen herausgekommen, daß Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot politisch entscheidend bei den Wahlen werden. Es sind die Alten, die nicht ausreichend Qualifizierten und die Behinderten, die trotz leergefegtem Arbeitsmarkt auch jetzt in der ins achte Jahr gehenden Hochkonjunktur ohne Chance zur Berufsarbeit bleiben. Unter ihnen wächst kontinuierlich der Anteil der Dauerarbeitslosen. Seit den Untersuchungen nach dem Ersten Weltkrieg weiß man, daß Arbeitslosigkeit seelisch, auch körperlich krank machen kann. Aber eine wirksame Aushilfe gegen Arbeitslosigkeit wird bisher nicht genannt.

### *Das vergessene Elend*

Es zeigt sich, daß auch in der blühenden Konjunktur an den Rändern der Gesellschaft Zonen des Elends bleiben. Nicht nur Arbeitslose, die immerhin finanziell einen gewissen Rückhalt haben, und die wachsende Zahl der Obdachlosen, darunter zunehmend Jugendliche und Akademiker, auch aus dem Gleis geworfene Behinderte, dazu Streuner, Medikamenten- und Drogenabhängige, Alkoholiker, dazu Asylanten und nach Deutschland gekommene

mittellose Ausländer und alle die anderen, die unter die Räder kommen werden oder schon gekommen sind. Das Elend kennt kein Maß. Es ist schrecklicher, dauernder Schrei um Hilfe. In Ballungszentren strömen sie zusammen, für die Städte oft auch finanziell eine nicht mehr erträgliche Belastung. Wenn dort dann Reichtum protzend zur Schau gestellt wird, muß das die Benachteiligten provozieren. Das Prunken unterscheidet zum Nachteil die Gegenwart von den 50er Jahren.

Eine andere Gruppe fällt nicht ins Auge, die oft in noch schlimmerer Not steckt: Die verarmten Alten. Sie verkriechen sich, weil sie sich schämen. Weil sie sich nicht melden, und weil der Umgang mit ihnen besondere Mühe macht, können ihnen auch die bürokratisch verfahrenenden Kommunen nur schwer helfen. Not entsteht freilich in der Gesellschaft der Kleinstfamilien nicht nur durch Mangel an Geld und Tüchtigkeit, sich in unserer Zivilisation zu behaupten. Oft sind es dieselben materiell Darbenden, aber ein an Zahl noch viel größerer Kreis, dem der Umgang mit Menschen mißlingt oder gänzlich fehlt. Sie sind vereinsamt, allein gelassen, oder gehen auf die Vereinsamung zu, in allen Stadien des Verlassenwerdens. Mit anderen Verbindung zu haben gehört nicht nur zum Recht der Menschen, es ist Teil des Wesens der Menschen. Isolationshaft wird zurecht unter das Foltern gezählt. Wahrscheinlich ist als einzige die Kirche imstande, zu helfen, vorausgesetzt, das Netz der Gemeinden ist noch so intakt, daß entdeckt wird, wo jemand aus den Maschinen stürzt.

Gerhard Schmidtchen, in der Beobachtung der Kirchen erfahrener Soziologe, sagt, daß die moralische Elite, zu der auch die Kirchenleute wie die Journalisten gehören, eine Tendenz zur negativen Diagnose der gesellschaftlichen Zustände hat. („Pfarrer und Wirtschaft“, Köln, 1988, Seite 39). Es ist aber gar nicht anders möglich, als bestimmte Erscheinungen in unserer Gesellschaft kritisch zu bewerten. Denn zur Heilung genügt nicht Geld. Es stellt sich die Frage nach der geistigen Kraft der Gesellschaft. Die Modewelle der Abtreibungen gehört in dieses Feld, dessen Grenzen immer entfernter im Horizont verschwimmen, je genauer man hinsieht: die steigende Zahl der Scheidungen; die Mißachtung von Menschen anderer Hautfarbe, von Ausländern, von allen Fremden. Die verbreitete Abneigung gegen Kinder. Die Ausnützung von Frauen, auch heute noch Benachteiligung am Arbeitsplatz, häufiger als man dachte auch ihre Mißhandlung.

Das Verhalten des ermordeten Präsidenten Kennedy und seiner Frau hat gezeigt, daß man durchaus die Tendenz einer negativen Entwicklung umkehren kann. Der Zwei-Kinder-Familie setzten die Kennedys durch ihr Beispiel die Viel-Kinder-Familie entgegen, mit dem Erfolg, daß damals Familien mehr Kinder bekamen als zuvor. Die Frage, wieviele Kinder eine Familie haben will, darf nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Geldersparnis oder der drohenden Überbevölkerung der Erde beurteilt werden. Bedacht werden muß auch das Wohl der Kinder, die mit mehreren Geschwistern besser aufwachsen.

Die Kennedys haben vorgeführt, daß die Beschränkung auf ein oder zwei Kinder mit einer Mode zusammenhängt. Bei den Abtreibungen muß man das auch annehmen. Abtreibungen hat es immer gegeben. Aber die gesellschaftliche Verurteilung war ein Damm, der im Konflikt die werdende Mutter oft bewog, das Kind noch auszutragen. Sie teilte schließlich selber die allgemeine Auffassung, daß Abtreiben ein ungeheurerer Verstoß sei. Dieses Gefühl ist verschwunden. Die Mittel des Staates habens ich als stumpf erwiesen. Wie aber kommt es, daß die Kirche, die mit ihrer Seelsorge den Menschen gerade in so persönlichen Fragen nahe ist, das Umkippen der Auffassungen nicht frühzeitig gemerkt hat? Einen noch stehenden Abwehrwall kann man verstärken, aber es gelingt kaum, den einmal weggerissenen Damm während der Sturmflut neu zu bauen. Das Beispiel der Geburten der Kennedys hilft da wenig, denn beim Abtreibungsverlangen ist die Frau in einer anderen emotionalen Situation als beim Entschluß, ein Kind zu wollen.

### *Empfinden lernen, was recht ist*

Glücklicherweise aber gilt Schmidchens Urteil über die negative Diagnose in moralischen Fragen nicht total. Es gibt hinreichend Beispiel für verheißungsvolle Entwicklungen. Dazu gehört die Zuneigung vor allem junger Menschen zu Behinderten, Alten, Kranken, mit einer Hingabe, aber auch in einem Umfang an Zahlen, den man vor einem, zwei Jahrzehnten nicht für möglich gehalten hätte. Ein anderes Beispiel ist die Hilfe für die Menschen der Dritten Welt, der besonders Gruppen junger Leute gegen Widerstände in der Öffentlichkeit Bahn gebrochen haben. In der Zusammenarbeit in Fragen des Friedens, der Gerechtigkeit und der Bewahrung der Schöpfung haben ebenfalls wieder vor allem Gruppen junger Leute aus beiden Teilen Deutschlands zusammengewirkt. Ihr Realitätssinn hat es möglich gemacht, auf er europäischen Konferenz „Frieden in Gerechtigkeit“ in Basel zu einem Ergebnis zu kommen. Jede der Gruppen hat um des gemeinsamen Ganzen willen mit ihren radikalen Forderungen zurückgesteckt, die die anderen nicht hätten annehmen können. Im Unterschied zum Scheitern der Weltkonvokation in Seoul hat die Konferenz in Basel dadurch wenigstens einen kleinen Schritt vorangeführt.

Die Kirchen haben nach dem Kriege viel getan, im katholischen und evangelischen Teil der Bevölkerung wieder verbindende Vorstellungen und christliche Sitte zu gewinnen. Trotzdem hat sich bei uns 45 Jahre nach Hitlers Ende noch nicht wieder der fürs Handeln nötige Instinkt für das sichere Empfinden gebildet, wo man im Gewissen prüfen muß und wo man sich den allgemeingültigen Regeln überlassen kann. Die werden auch im Neuen Testament als Maßstab für das normale christliche Verhalten genannt: „Was wahrhaftig ist, was ehrbar, was gerecht, was rein, was liebenswert, was einen guten Ruf hat, sei es eine Tugend, sei es ein Lob – darauf seid bedacht!“ schreibt Paulus den Philippern (4,8). Ob die Lockerung der festen Auffassungen, was nach ver-

bindender christlicher Gewohnheit sein darf und was nicht, wirklich den Menschen besser dient, ist eine Frage, die sich nicht pauschal mit Ja oder Nein beantworten läßt. Die Komplizierung der Lebensführung, die zur dauernden sittlichen Entscheidung nötigt, übersteigt die Kräfte des einzelnen. Im Protestantismus jedenfalls ist die Individualisierung des Glaubens und des Ethos' einer der Gründe, warum sich nicht nur die Bindung an Gottesdienst und Kirchengemeinde lockert. Die Lösung des Zusammenhangs des privaten Glaubens von dem Gottesdienst und der Kirche hat mit der Zeit auch dazu geführt, daß das Lesen in der Bibel aufhörte und schließlich die bewußte Teilhabe am christlichen Glauben auslief.

Rückgewinnung verbindlicher Sitte ist nicht gleichzusetzen mit Wiederaufrichtung des Geltungsanspruchs kirchlicher Autorität. Die Aufgabe ist bescheidener. Erneuerung des Konsenses über menschengerechte Sitte könnte dem einzelnen helfen, sich besser im eigenen Leben zurechtzufinden. Zur Selbstverständlichkeit des Verhaltens zurückzufinden ist eine Aufgabe in der Bevölkerung, bei der die Hilfe der Kirche unerläßlich ist.

### *Man hat verlernt, zu unterscheiden*

Ohne Sitte können Menschen nicht existieren. Bekannt ist, daß da Hilfe nottut. Aber herausgekommen ist bei allen Bemühungen wenig. Im Gegenteil, der Eindruck ist: Das Fundament verbindender Sitte wird in der Bevölkerung schmaler. Man verlernt, zu unterscheiden, was so wichtig ist, daß jeder sich in seinem Gewissen darüber klar werden muß, was ihm zu tun oder zu lassen geboten ist, und davon die Masse der alltäglichen Verrichtungen abzuheben und sich da in die erprobten Gewohnheiten zu schicken. Wenn man das wenigstens unter Christen wieder lernte, ließe sich künftig in den Kirchen vermeiden, daß sich jede Belanglosigkeit zu einem ethischen Grundsatzstreit verschärfen kann.

Aber die Aufgabe des neuerlichen Herausbildens christlicher Handlungspraxis und Sitte steht immer noch vor den Kirchen. Hier ist auch einer der Gründe für ihre Unfähigkeit, in der Bevölkerung ausreichend Resonanz zu finden, nicht etwa mit großen theologischen Gedanken. Für die ist auch in der Öffentlichkeit das Interesse wach. Aber zu oft ist die Kirche nicht imstande, die einfachen täglichen Dienste zu leisten, die ihr nach dem Gang von über tausend Jahren deutscher Geschichte zufallen, und die für das Gedeihen der Gemeinschaft Voraussetzung sind.

### *Der Dienst der Kirche*

Die Not, die heute in der Gesellschaft besteht, ist freilich nichts anderes als auch die Not der Kirche. Kirche am Ende des zweiten christlichen Jahrtausends kann nichts anderes sein als die Kirche, wie sie unter dem Eindruck der

Botschaft von Kreuz und Auferstehung im Neuen Testament bezeugt ist. Der Ruf an die Christen zur Buße, das erste überlieferte Wort Jesu Christi, ist das Gegenteil einer Aufforderung zum Rückzug auf die eigene Innerlichkeit. Der Ruf zur Buße ist vielmehr der Ruf zur Heimkehr zu Gott. Die Verkündigung Gottes, der Botschaft von Kreuz und Auferstehung, ist nicht nur der eigentliche Dienst der Kirche, dem alle anderen Dienste nur zugeordnet sind. Daß die Kirche diesen Dienst ausrichtet, wird von den Menschen heute nicht bloß verstanden, sondern erwartet. Die Hoffnung ist, daß die Kirche wieder lernt, diesen Dienst besser auszurichten.

Die Schwierigkeit bei allen Bemühungen der Kirche, in der Gesellschaft wieder Fuß zu fassen, ist, daß die überlieferte Sprache der Bibel, der Theologie, der Kirche und unsere eigenen Denkformen so weit auseinanderklaffen, daß die Worte, die in der Kirche gesagt werden, im Verständnis der Menschen nicht greifen. Das bedeutet, daß oft auch nicht oder falsch verstanden wird, was die Kirche auch an praktischen Diensten tut. Mir als Protestant sei die Vorstellung erlaubt, daß die Stärkung der Arbeit der Kirche den Ausgang von der Bibel nehmen muß.

Überlegt man, was alles die Kirche tun müßte, um die ihr offenstehenden Möglichkeiten in der Gesellschaft auszufüllen, findet man so schnell kein Ende. Das Wiedergewinnen christlicher Gemeinschaft gehört dazu: Der Zusammenhalt nicht nur in der schrumpfenden Schar derjenigen, die fest zur Kirche halten, vielmehr von ihnen ausgehend Anziehung auf die vielen, die nur Weihnachten ins Gotteshaus finden. Aber die zeigen dadurch und noch auf viele andere Weise, daß sie am christlichen Glauben teilhaben. Sie zahlen nicht nur Kirchensteuer, sie fühlen sich angezogen durch den Pfarrer, dessen Besuch sie gerne sähen, wenn auch meist vergeblich, sie sehen sich die Fernsehsendungen über den sympathischen Priester an, sie schicken ihre Kinder in den Religionsunterricht, sie sagen bei Umfragen, daß sie an Gott glauben, auch wenn das Glaubenswissen rapide schrumpft. Aber die Kirche gilt ihnen nicht nur etwas, sondern überwiegend viel. Nur hineingehen und Mitverantwortung in ihr tragen wollen sie nicht.

Beobachtungen in den evangelischen Gemeinden und beim Kirchentag zeigen, daß bei den jungen Leuten, die mit der Kirche verbunden sind, das Bedürfnis nach christlicher Gemeinschaft unverändert groß ist. Gemeinschaft, Kommunion, Kommunität stehen hoch im Schwang. Die Zuwendung gilt auch der Liturgie, sie gilt vor allem dem Gebet, der Meditation, den Fragen des Glaubens und des Menschwerdens in dieser Zeit. Es wird verlangt, die Kirche soll entschieden das Eigentliche sagen, das Wort verkündigen. Dahinter steckt sicher mehr als nur die Reaktion auf die Rationalität, die Effektivität, die Wirtschaftlichkeit, zu der die Erziehung anleitet.

Die Neigung zur Beschäftigung mit Glaubensfragen erfaßt aber auch ganz anders stehende Kreise. Dieselbe Bewegung, die Suche nach dem, was jenseits der sichtbaren, erkennbaren Welt steckt, kann dazu führen, daß die religiösen Bedürfnisse gerade nicht bei der Kirche gedeckt werden. Man möchte von

nichts abhängig sein. Distanz zur Kirche verbindet sich durchaus mit kräftigen Forderungen an sie. Auch Fernstehende fordern von der evangelischen Kirche Unterstützung der Dritten Welt, der Friedensbewegung und des Umweltschutzes. Als Hüterin des Ethos wird die Kirche hoch geschätzt. Überwiegend bejaht werden auch die christlichen Wurzeln unserer Kultur. Aber für den einzelnen bleiben sie oft unverbindlich.

Die Heimatlosigkeiten der Menschen am Ende dieses Jahrhunderts färbt nun schon nicht mehr bloß langsam auf die Kirche ab. Nach außen kapselt sich der Kern der Gemeinde allzuoft in einer Schale ein, die den Kirchenentwöhn-ten das Hinzutreten unmöglich macht. Auf diese Weise kommt es nicht zum Entstehen, sondern zum Absterben von Kirche oder zum Rückzug in die Sekte. Die kann dann auch nicht mehr den Dienst der Kirche in der Gesellschaft ausrichten. Im Gegensatz zu dieser Fluchtbewegung in den eigenen eng begrenzten Kreis fordert das Herrenwort im 12. Kapitel des Lukas-evangeliums auf, den Zeichen der Zeit zu folgen, die Jesus Christus herauf-führt: In seinem rettenden Dienst für alle Menschen.